



L.J. SHEN

SINNERS OF SAINT

# SCANDAL

LOVE

.digital

LYX

ROMAN

# *Inhalt*

Titel

Zu diesem Buch

Widmung

Soundtrack

Zitat

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26  
Kapitel 27  
Kapitel 28  
Kapitel 29  
Kapitel 30  
Kapitel 31  
Kapitel 32  
Kapitel 33  
Epilog  
Danksagung  
Die Autorin  
Leseprobe  
Impressum

L. J. SHEN

# SCANDAL LOVE

Sinners of Saint

Roman

*Ins Deutsche übertragen von  
Patricia Woitynek*



LYX

## *Zu diesem Buch*

Trent Rexroth ist kalkuliert und skrupellos. Einzig seine vierjährige Tochter Luna erwärmt sein kaltes Herz. Doch seit ihre Mutter vor drei Jahren sang- und klanglos aus ihrem Leben verschwand, spricht Luna nicht mehr. Egal, was Trent versucht, seine Tochter scheint sich völlig von der Welt zurückgezogen zu haben. Das Letzte, was Trent nun braucht, ist ein verwöhntes, reiches Mädchen wie Edie Van Der Zee als neue Assistentin - zumal sie auch noch die Tochter seines größten Konkurrenten in der Firma ist. Doch Edie wirbelt nicht nur Vision Heights Holdings durcheinander, sie baut als Einzige auch eine Verbindung zu Luna auf. Wenn Edie in ihrer Nähe ist, kommt Luna Stück für Stück aus ihrem Schneckenhaus heraus, und Trent weiß, dass er Edie nicht mehr gehen lassen kann. Dabei ahnt er, dass die Achtzehnjährige sein Untergang sein könnte. Nicht nur weil er mit seinen dreiunddreißig Jahren zu alt für sie ist, sondern auch weil sie Gefühle in ihm weckt, von denen er glaubte, sie nie wieder spüren zu können.

*Für Sunny Borek und Ella Fox*

# *Soundtrack*

- »Believer« - Imagine Dragons
- »Girls and Boys« - Blur
- »Just the Two of Us« - Grover Washington Jr.
- »Pacific Coast Highway« - Kavinsky
- »Sweater Weather« - The Neighbourhood
- »Lonely Boy« - The Black Keys
- »Shape (Of My Heart)« - Sugababes

*Die zu den wenigen monogam lebenden Tierarten  
zählenden Seepferdchen schwimmen überwiegend  
paarweise,  
wobei sie ihre Schwänze miteinander verschlingen.  
Zu ihrem achtstündigen Balztanz gehört, dass  
sie sich synchron nebeneinanderher treiben lassen und  
ihre Farbe wechseln. Sie sind romantisch,  
anmutig und zerbrechlich.*

*Genau wie die Liebe.*

*Sie führen uns vor Augen,  
dass die Liebe stürmisch sein sollte  
wie der Ozean.*

# *Prolog*

## EDIE

### *Maßlosigkeit:*

- 1. Üppiges und unmäßiges Essen und Trinken.*
- 2. Übermäßiges Verlangen nach Luxus und Genuss; dem Land wird ein maßloser Umgang mit Ressourcen vorgeworfen.*

Die schlimmste der sieben Todsünden. Jedenfalls sah ich das so. Und meine Meinung war die einzige, auf die es ankam, als ich mich an diesem Mainachmittag in der unbarmherzigen südkalifornischen Sonne gegen die weiße Brüstung lehnte, welche die quirlige Strandpromenade von Todos Santos vom glitzernden Ozean und den atemberaubenden Jachten trennte, und die Passanten abcheckte, weil ich dringend Bargeld benötigte.

Fendi, Dior, Versace, Chanel, Burberry, Bulgari, Louboutin, Rolex.

*Gier. Ausschweifung. Korruption. Laster. Hochstapelei. Blendwerk.*

Ich versuchte, mir ein Urteil über sie zu bilden. An der Art und Weise, wie sie ihre Bio-Smoothies für zehn Dollar tranken und auf ihren individuell gefertigten, farbenfrohen, von Tony Hawk signierten Skateboards dahinglitten. Ich versuchte, mir ein Urteil über sie zu bilden in dem Bewusstsein, dass sie dasselbe nicht mit mir tun konnten. Weil ich praktisch unsichtbar war, verhummt mit einem dicken schwarzen Kapuzenpulli, die Hände tief in den Taschen meiner engen schwarzen Jeans vergraben, dazu ein Paar alte ungeschnürte Dr. Martens und ein

ramponierter JanSport-Rucksack, der von Sicherheitsnadeln zusammengehalten wurde.

Ich wirkte androgyn.

Ich bewegte mich wie ein Geist.

Ich fühlte mich wie ein Scharlatan.

Und ich war im Begriff, etwas zu tun, was meiner Selbstachtung einen erheblichen Dämpfer verpassen würde.

Wie bei jedem riskanten Spiel galt es, einige Regeln zu beachten: keine Kinder, keine Senioren, keine sich abstrampelnden Durchschnittsmenschen. Ich zielte auf die Reichen ab, die Prototypen meiner Eltern. Die Frauen mit den Gucci-Taschen und die Männer in den Brunello-Cucinelli-Anzügen. Die Damen, die ihre Pudel in nietenbesetzten Michael-Kors-Handtaschen spazieren trugen, und die Herren, die aussahen, als hätten sie eine Schwäche für Zigarren im Gegenwert der Monatsmiete eines Normalbürgers.

Es war beschämend einfach, auf der Promenade potenzielle Opfer auszumachen. Laut der Erhebung von 2018 war Todos Santos die wohlhabendste Stadt in Kalifornien, und sehr zum Missfallen des alten Geldadels ließen sich immer mehr Neureiche wie mein Vater auf diesem Flecken Erde nieder, mitsamt ihren monströsen, aus Italien importierten Limousinen und genug Klunkern, um damit ein Schlachtschiff zu versenken.

Kopfschüttelnd bestaunte ich das Kaleidoskop aus Farben, Gerüchen und gebräunten, spärlich bekleideten Körpern. *Konzentrier dich, Edie.*

Beute. Ein guter Jäger witterte sie schon von Weitem.

Meine heutige Mahlzeit war soeben flotten Schrittes an mir vorbeigezogen und lenkte unbeabsichtigt meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie warf den Kopf zurück und ließ ihre makellosen perlweißen Zähne sehen. Es war eine in Chanel gewandete, von Kopf bis Fuß nach dem neuesten Trend ausgestaffierte Vorzeigefrau mittleren Alters. Ich

interessierte mich nicht sonderlich für Mode, aber mein Vater mochte es, seine Geliebten mit Luxusklamotten auszustatten und sie bei gesellschaftlichen Anlässen vorzuzeigen, wo er sie als seine *ganz* persönlichen Assistentinnen vorstellte. In dem verzweifelten Bemühen, seinen jungen Gespielinnen zu ähneln, legte sich auch meine Mutter diese Designerstücke zu. Ich erkannte Übermaß auf den ersten Blick. Und diese Frau verspürte keinen Hunger. Weder nach Essen noch nach Liebe, den einzigen beiden Dingen, die wirklich zählten.

Sie ahnte nicht, dass ihr Geld mir Liebe erkaufen würde. Ihre bald leere Brieftasche würde mein Herz bis zum Rand damit füllen.

»Ich würde alles für diesen Entensalat in der Brasserie geben. Meinst du, wir könnten morgen hingehen? Vielleicht hätte Dar Lust mitzukommen«, sagte sie affektiert und bauschte mit einer manikürten Hand ihren kinnlangen platinblonden Bob.

Erst als sie mir bereits den Rücken zukehrte, bemerkte ich, dass sie Arm in Arm mit einem großen, attraktiven Mann ging, der mindestens zwanzig Jahre jünger war als sie. Er war gebaut wie Robocop und gekleidet wie ein gepflegter David Beckham. War er ihr jugendlicher Liebhaber? Ihr Ehemann? Ein guter Freund? Ihr Sohn? Es machte so gut wie keinen Unterschied für mich.

Sie war das perfekte Opfer. Abgelenkt, zerstreut, versnobt. Wenn sie und ihr Portemonnaie getrennte Wege gehen müssten, wäre das für diese Frau nicht mehr als eine Unannehmlichkeit. Sie hatte vermutlich eine persönliche Assistentin oder eine andere arme, bedauernswerte Person, die sich um die lästigen bürokratischen Konsequenzen kümmern würde, indem sie ihr neue Kreditkarten und einen Ersatzführerschein besorgte.

*Jemanden wie Camila.*

Diebstahl war mit einem Drahtseilakt vergleichbar. Voraussetzung waren ein sicheres Auftreten sowie die

Fähigkeit, nicht in den Abgrund zu schauen oder in meinem Fall in die Augen der Zielperson. Ich war klein, zierlich und flink. Meinen Blick unverwandt auf die schwarz-goldene YSL-Handtasche geheftet, die an ihrem Arm baumelte, bahnte ich mir den Weg durch den Pulk von ausgelassenen Mädchen in Bikinis und Eis schleckenden Familien.

Die Geräuschkulisse wurde gedämpft, Menschen und Imbisswagen verschwanden aus meinem Blickfeld, ich sah nur noch diese Tasche und mein Ziel vor Augen.

Ich rief mir ins Gedächtnis, was ich von Bane gelernt hatte, holte tief Luft und hechtete danach. Ich riss sie ihr vom Arm und sprintete schnurstracks in Richtung einer der vielen schmalen Gassen, die sich zwischen den Geschäften und Restaurants an der Uferpromenade entlangzogen. Ohne mich umzuschauen, rannte ich blindlings und wie besessen drauflos.

*Wumm, wumm, wumm.* Meine Docs dröhnten auf dem heißen Asphalt, aber die Folgen, die es nach sich zöge, das benötigte Geld nicht aufzutreiben, ließen mein Herz lauter hämmern. Das schrille Gelächter der Mädchen auf der Promenade schwächte sich ab, während ich den Abstand zu meinem Opfer vergrößerte.

*Ich hätte eine von ihnen werden können. Es wäre noch immer möglich. Wieso tue ich das? Warum kann ich es nicht einfach lassen?*

Noch eine Ecke, dann wäre ich bei meinem Auto, würde die Tasche öffnen und meinen Schatz begutachten. Berauscht von Adrenalin und Endorphinen entschlüpfte mir ein hysterisches Kichern. Ich hasste es, Leute auszurauben. Noch mehr hasste ich jedoch die Empfindung, die mit der Tat einherging. Doch am allermeisten hasste ich mich selbst. Den Menschen, zu dem ich geworden war. Dennoch versetzte mich das befreiende Gefühl, etwas Böses zu tun und ungestraft davonzukommen, in Hochstimmung.

Tiefe Erleichterung durchströmte mich, als mein Wagen in Sicht kam. Der alte schwarze Audi TT, den mein Vater

seinem Geschäftspartner Baron Spencer abgekauft hatte, war das Einzige, was ich in den letzten drei Jahren von ihm bekommen hatte, aber selbst dieses Geschenk ging mit einer Erwartungshaltung einher. Mich seltener zu Hause anzutreffen war sein oberstes Ziel. Darum kam er an den meisten Abenden einfach gar nicht heim. Problem gelöst.

Ich fischte den Schlüssel aus meinem Rucksack und legte den Rest der Strecke hechelnd wie ein kranker Hund zurück.

Die Fahrertür war fast schon in Reichweite, als die Welt plötzlich aus dem Lot geriet und meine Knie nachgaben. Ich brauchte mehrere Sekunden, um zu realisieren, dass ich nicht aus Ungeschicklichkeit gestolpert war. Die Luft wurde aus meinen Lungen gepresst, als eine große, harte Hand meine Schulter packte und mich herumwirbelte. Bevor ich den Mund öffnen und irgendetwas tun konnte – schreien, beißen oder Schlimmeres –, schloss sie sich brutal um meinen Arm und zog mich in die Gasse zwischen einem Fast-Food-Lokal und einer französischen Boutique. Ich stemmte mich mit den Stiefeln dagegen und versuchte verzweifelt, mich seinem Griff zu entwinden, aber der Kerl war viel größer als ich und der reinste Muskelberg. Der Zorn verstellte mir die Sicht zu sehr, als dass ich ihn genauer in Augenschein nehmen konnte. Der Tumult, der in mir wütete, wuchs sich zu einem Inferno aus, das mich für einen Moment blind machte. Ich knallte mit dem Rücken gegen eine Hauswand, und mir entfuhr ein Keuchen, als der Schmerz bis in mein Steißbein schoss. Instinktiv stieß ich die Arme nach vorn, um ihm das Gesicht zu zerkratzen, während ich gleichzeitig schrie und nach ihm trat. Meine Angst glich einem Orkan. Unmöglich, durch ihn hindurchzusegeln. Der Unbekannte packte meine Handgelenke und presste sie über meinem Kopf gegen die kühle Fassade.

*Das war's, dachte ich. Jetzt bist du erledigt. Wegen einer dummen Handtasche, an einem Samstagnachmittag,*

*auf einer der meistfrequentierten Strandpromenaden Kaliforniens.*

Ich machte mich darauf gefasst, dass seine Faust mit meinem Gesicht kollidieren oder – schlimmer noch – sein fauliger Atem über meinen Mund streichen würde, während seine Hand mir die Hose herunterzog.

Dann hörte ich den Fremden lachen.

Ich runzelte die Stirn und kniff die Augen zusammen, versuchte, das Entsetzen wegzublinzeln und meine klare Sicht wiederzuerlangen.

Er nahm peu à peu Gestalt an, wie ein in Arbeit befindliches Gemälde. Als Erstes kamen seine graublauen Augen hinter dem Nebel aus Furcht zum Vorschein. Sie hatten die Farbe von Mondstein, von mit Silber durchzogenen Saphiren. Dann seine gerade Nase, die symmetrischen Lippen, die Wangenknochen, scharfkantig genug, um damit Diamanten zu schneiden. Doch es war nicht seiner extrem maskulinen, einschüchternden Optik geschuldet, dass ich ihn sofort wiedererkannte. Sondern der gefährlichen Wildheit, die in Wellen von ihm abstrahlte. Er war ein dunkler, barbarischer Ritter, der durch sein Schweigen bestrafte, mit seiner Autorität Angst einflößte. Wir waren uns erst einmal begegnet, auf einer Gartenparty von Dean Cole vor ein paar Wochen, hatten jedoch kein Wort miteinander gewechselt.

Er hatte mit überhaupt niemandem geredet.

*Trent Rexroth.*

Wir waren nicht einmal Bekannte, und alles, was ich über ihn wusste, sprach gegen ihn. Er war Millionär, Single und demzufolge wahrscheinlich ein Playboy. Kurz gesagt, die jüngere Ausgabe meines Vaters, was bedeutete, dass ich so versessen darauf war, ihn kennenzulernen, wie mir die Cholera einzufangen.

»Du hast fünf Sekunden, um zu erklären, warum du meine Mutter beklaut hast.« Seine Stimme war staubtrocken, aber seine Augen glitzerten. »*Fünf.*«

Seine *Mutter*. Kacke. Ich steckte bis zum Hals in der Patsche. Trotzdem bereute ich es nicht, sie ausgewählt zu haben. Es hatte genau die Richtige getroffen. Sie war eine weiße reiche Frau aus der Vorstadt, die weder die Kohle noch die Tasche vermissen würde. Dumm nur, dass ihr Sohn seit sechs Monaten ein Geschäftspartner meines Vaters war.

»Lass meine Handgelenke los«, zischte ich durch zusammengebissene Zähne. »Sonst ramm ich dir das Knie in die Eier.«

»Vier.« Ungerührt verstärkte er den Griff um meine Unterarme, während er mich mit den Augen herausforderte, meine Drohung wahr zu machen, wenngleich wir beide wussten, dass ich zu feige war, es auch nur zu versuchen. Ich verzog das Gesicht, obwohl er mir nicht wirklich wehtat. Er übte gerade so viel Druck aus, um mir extremes Unbehagen zu bereiten und einen höllischen Schrecken einzujagen.

Noch nie hatte mir jemand körperliche Schmerzen zugefügt. Unter den Reichen und Vornehmen galt das ungeschriebene Gesetz, dass man seine Kinder zwar ignorieren, sie auf ein Internat in der Schweiz schicken oder bis zu ihrem achtzehnten Geburtstag in der Obhut eines Kindermädchens lassen, jedoch – Gott bewahre – niemals die Hand gegen sie erheben durfte. Von Verwirrung und Panik erfasst, schaute ich mich nach der YSL-Tasche um. Rexroth ahnte sofort, was ich vorhatte, und kickte die Tasche zwischen uns. Sie prallte gegen meine Stiefel.

»Verguck dich nicht zu sehr in sie, Schätzchen. Drei.«

»Mein Vater bringt dich um, wenn er erfährt, dass du mich angefasst hast«, spie ich ihm entgegen und versuchte, mein Gleichgewicht wiederzufinden. »Ich bin –«

»Jordan Van Der Zees Tochter«, vollendete er sachlich und ersparte mir somit, mich ihm vorzustellen. »Es tut mir

leid, aber ich muss dir sagen, dass mich das einen Scheißdreck interessiert.«

Mein Vater war geschäftlich mit Rexroth verbunden und hielt neunundvierzig Prozent der Anteile an Vision Heights Holdings, der Firma, die Trent zusammen mit seinen Freunden von der Highschool gegründet hatte. Das machte Jordan zu einer Bedrohung für Rexroth, auch wenn er nicht wirklich dessen Boss war. Trents in Falten gezogene Stirn bestätigte, dass er tatsächlich nicht eingeschüchtert war. Aber ich wusste, mein Vater würde austicken, sollte er erfahren, dass Trent sich an mir vergriffen hatte. Jordan Van Der Zee würdigte mich kaum je eines Blickes, doch wenn er es tat, dann um seiner Macht über mich Geltung zu verleihen.

Es drängte mich, Trent im Gegenzug zu verhöhnen, warum, das wusste ich selbst nicht. Vielleicht, weil er mich demütigte – wenngleich ich insgeheim einsah, dass ich es verdient hatte.

Aus seinen Augen schossen Blitze, die meine Haut versengten, wo immer sie auftrafen. Meine Wangen wurden flammend rot, und das ärgerte mich maßlos, weil er fast doppelt so alt war wie ich und außerdem absolut tabu. Die Schmach, auf frischer Tat ertappt worden zu sein, wurde jetzt noch dadurch getoppt, dass ich unwillkürlich die Schenkel zusammenpresste, während er die Finger in meine Handgelenke grub, als wollte er sie zerfleischen.

»Was hast du vor? Willst du mich schlagen?« Ich reckte das Kinn vor, mein Blick so aufsässig wie meine Stimme und meine Körperhaltung. Seine Mutter war weiß, folglich musste sein Vater farbig sein. Trent war ein großer, muskulöser Mann mit brauner Haut und schwarzem, militärisch kurz geschorenem Haar. Er trug eine anthrazitgraue Hose, ein weißes Hemd und eine Vintage-Rolox. *Dieser umwerfende, atemberaubende, arrogante Bastard.*

»Zwei.«

»Du zählst jetzt schon seit zehn Minuten von fünf runter, Klugscheißer«, bemerkte ich und zog spöttisch eine Braue hoch. Er quittierte das mit einem derart teuflischen Grinsen, dass ich hätte schwören können, Reißzähne zu sehen, bevor er meine Handgelenke so abrupt losließ, als stünden sie in Flammen. Ich fing sofort an, sie zu massieren, während er wie ein dunkler Schatten über mir auftrug und seinen Countdown mit einem geknurrten »*eins*« beendete.

Wir starrten einander an, ich ihn mit ängstlicher Miene, er mich belustigt. Mein Puls schnellte in die Höhe, und ich fragte mich, was in meinem Inneren vor sich gehen mochte, ob Blut und Adrenalin in meinen Herzkammern rauschten. Aufreizend langsam hob er die Hand und zog mir die Kapuze vom Kopf, sodass sich meine wellige blonde Mähne bis zu meiner Taille ergoss. Es machte mich schrecklich nervös – so entblößt, wie ich mich fühlte. Er nahm mich gemächlich in Augenschein, als wäre ich eine Ware und er unentschlossen, ob er sie kaufen sollte oder nicht. Ich war ein hübsches Mädchen – ein Umstand, der meine Eltern gleichermaßen freute wie beunruhigte –, aber Trent war ein erwachsener Mann, während ich die zwölfte Klasse der Highschool besuchte, zumindest noch die nächsten zwei Wochen. Ich wusste, dass reiche Typen junge Frauen bevorzugten, aber von Teenagern ließen sie in der Regel die Finger.

Es verging eine ganze Weile, bevor ich das Schweigen unterbrach. »Und was jetzt?«

»Jetzt warte ich.« Er schien drauf und dran, meine Wange zu streicheln. Meine Lider flatterten, und mein Herz schlug einen Purzelbaum, der bewirkte, dass ich mich sowohl jünger als auch älter fühlte, als ich war.

»Du wartest?« Ich zog die Stirn in Falten. »Worauf denn?«

»Darauf, dass das Druckmittel, das ich gegen dich in der Hand habe, sich als nützlich erweist, Edie Van Der Zee.«

Er kannte meinen Vornamen. Es war schon erstaunlich genug, dass er mich als Jordans Tochter wiedererkannt hatte, obwohl er mich auf der Party seines Freundes vor mehreren Wochen nur von Weitem gesehen hatte, aber dies hier ... war irritierend aufregend. Woher sollte Trent Rexroth meinen Namen wissen, außer er hatte sich danach erkundigt? Mein Vater erwähnte mich in der Firma nicht. Das war eine unumstößliche Tatsache. Er versuchte nach Möglichkeit zu vergessen, dass ich existierte.

»Was könntest du wohl von mir brauchen?« Ich zog skeptisch die Nase kraus. Er war ein einflussreicher Mogul in den Dreißigern und spielte in einer ganz anderen Liga, sodass wir nicht mal auf demselben Spielfeld antraten. Damit ging ich nicht zu hart mit mir ins Gericht. Immerhin war es meine freie Entscheidung. Ich könnte so reich sein wie er – Korrektur: Ich war potenziell fünfzig Mal reicher als er. Die Welt hatte mir zu Füßen gelegen, aber ich trat sie zur großen Bestürzung meines Vaters beiseite, anstatt es mir darin gemütlich zu machen.

Doch davon hatte Trent Rexroth keine Ahnung. Er wusste absolut nichts davon.

In seiner Nähe, unter seinem prüfenden Blick fühlte ich mich unglaublich lebendig. Er beugte sich ganz nah zu mir und verzog seine für Poesie und Sünde und Wonne geschaffenen Lippen zu einem Lächeln. »Ich brauche deinen Vater an einer kurzen Leine«, raunte er.

»Gratuliere. Du hast dich soeben zum latenten Bauernopfer gemacht.«

Er richtete sich auf und geleitete mich zu meinem Audi, indem er meinen Nacken umfasste, als wäre ich ein wildes Tier, das dringend gezähmt werden musste, und ich konnte an nichts anderes denken als daran, dass mein Leben soeben um ein Vielfaches komplizierter geworden war.

Er klopfte auf das Wagendach und lächelte mich durch das heruntergelassene Fenster an, bevor er sich seine Ray-Ban auf die Nase schob. »Fahr vorsichtig.«

»Leck mich.« Meine Finger zitterten, als ich die Handbremse löste.

»Nicht in einer Million Jahre, Mädels. Du bist die Zeit im Knast nicht wert.«

Ich war schon achtzehn, nur machte das praktisch keinen Unterschied. Ich konnte mich gerade noch davon abhalten, ihm ins Gesicht zu spucken, als er etwas Kleines, Hartes aus der Tasche seiner Mutter kramte und zu mir ins Auto warf. »Reiseproviant. Noch ein gut gemeinter Rat: Halte dich vom Eigentum anderer Leute fern. Nicht jeder ist so nachsichtig wie ich.«

Er war nicht nachsichtig. Sondern das Musterexemplar eines Wichsers. Bevor ich mir eine Retourkutsche überlegen konnte, hatte er sich schon abgewandt und schlenderte davon, zurück blieben nur eine Spur seines berausenden Dufts und die Blicke interessierter Frauen. Noch immer wie benebelt und außerdem verärgert über seinen letzten Kommentar schaute ich nach, was er auf meinen Schoß geworfen hatte.

Einen Snickers-Riegel.

Anders ausgedrückt, er behandelte mich wie ein Kind, indem er mir befahl, mich abzuregen. Für ihn war ich nichts als ein Witz.

Ich fuhr von der Promenade auf direktem Weg nach Tobago Beach und besorgte mir von Bane ein kleines Darlehen, um den nächsten Monat finanziell über die Runden zu kommen. Ich war zu aufgewühlt, um einen weiteren Taschendiebstahl zu riskieren.

Aber dieser Tag veränderte etwas und gab meinem Leben irgendwie eine Richtung, die ich nicht für möglich gehalten hätte.

Es war der Tag, an dem ich erkannte, dass ich Trent Rexroth hasste.

An dem ich ihn auf meine schwarze Liste setzte, ohne Aussicht auf Bewährung.

Und an dem ich realisierte, dass ich mich in den richtigen Armen immer noch lebendig fühlen konnte. Schade nur, dass es zugleich die völlig falschen waren.

# KAPITEL 1

## TRENT

*Sie ist ein Labyrinth ohne Ausgang.*

*Ein ätherischer steter Puls. Präsent und doch nur zu erahnen.*

*Ich liebe sie so sehr, dass ich sie manchmal hasse.*

*Und es macht mir Angst, weil ich tief im Inneren ahne, was sie ist.*

*Ein unlösbares Rätsel.*

*Und ich weiß, wer ich bin.*

*Der Idiot, der versuchen wird, es zu entschlüsseln.*

*Um jeden Preis.*

»Wie war dir zumute, als du das verfasst hast?« Sonya hielt das von einem Whiskyring verunzierte Blatt so vorsichtig, als handelte es sich um ein Neugeborenes. In ihren Augen glänzten Tränen. Das Dramalevel war hoch in dieser Sitzung. Ihre Stimme klang brüchig, und ich wusste, worauf sie hoffte: auf einen Durchbruch. Einen *Wendepunkt*. Diese Schlüsselszene in einem Hollywoodstreifen, nach der sich alles ändert. Das seltsame Mädchen überwindet seine Hemmungen, der Vater erkennt, dass er ein kaltherziger Mistkerl ist, und gemeinsam arbeiten sie an ihren Gefühlen ... bla, bla, bla, her mit den Taschentüchern.

Ich rieb mir übers Gesicht und warf einen Blick auf meine Rolex. »Ich war stockbesoffen, als ich es schrieb, darum war mir vermutlich nach einem Burger zumute, um den Alkohol aufzusaugen«, antwortete ich mit ausdruckslosem Gesicht. Ich redete nicht viel – Welch eine Überraschung –, darum nannte man mich den Stummen. Wenn ich es tat, dann mit Sonya, die meine Grenzen

kannte, oder mit Luna, die diese ebenso ignorierte wie mich.

»Betrinkst du dich oft?«

Sonyas Miene offenbarte Gereiztheit. Meist überspielte sie ihre Regungen, aber ich sah durch die dicke Schicht aus Make-up und Professionalität.

»Nicht dass dich das etwas angehe, aber die Antwort lautet Nein.«

Überlaute Stille senkte sich über den Raum. Ich trommelte mit den Fingern auf das Display meines Handys, während ich mich zu erinnern versuchte, ob ich den Koreanern den Vertrag nun zugeschickt hatte oder nicht. Ich hätte netter sein sollen, immerhin saß meine vierjährige Tochter neben mir und bekam alles mit. Ich hätte vieles sein sollen, aber über meine Arbeit hinaus waren in mir nur Ärger, Zorn und Verwirrung. *Warum, Luna? Was zum Teufel habe ich dir getan?* Wie hatte es dazu kommen können, dass ich zu einem dreiunddreißigjährigen alleinerziehenden Vater mutiert war, der für kein anderes weibliches Wesen als für seine Tochter Zeit oder Muße aufbrachte?

Sonya verschränkte die Finger. »Lasst uns über Seepferdchen sprechen«, schlug sie vor, um das Thema zu wechseln. Das tat sie immer, wenn mir der Geduldsfaden zu reißen drohte. Ihr Lächeln war warm, aber neutral, genau wie ihr Büro. Mein Blick wanderte über die Bilder von lachenden Kindern, die hinter ihr an der Wand hingen – der typische IKEA-Mist –, die zartgelbe Tapete, die hübschen geblühten Sessel. Bemühte sie sich zu sehr oder ich mich zu wenig? Das war im Augenblick schwer zu sagen. Ich schaute zu meiner Tochter und schenkte ihr ein Lächeln. Sie erwiderte es nicht. Was ich ihr nicht verübeln konnte.

»Möchtest du deinem Dad erzählen, warum Seepferdchen deine Lieblingstiere sind, Luna?«, zwitscherte Sonya.

Ihr verschwörerischer Ton entlockte Luna ein Grinsen. Obwohl sie schon vier war, sprach sie nicht. Überhaupt niemals. Nicht ein Wort, nicht einmal eine Silbe. Mit ihren Stimmbändern war alles in Ordnung. Wenn sie sich wehtat, schrie sie, wenn sie erkältet war, hustete sie, wenn im Radio ein Song von Justin Bieber lief (was an sich schon eine Tragödie war, würde manch einer wohl behaupten), summte sie gedankenverloren mit.

Luna sprach nicht, weil sie nicht *wollte*. Es war kein physisches, sondern ein psychologisches Problem unbekannter Ursache. Ich wusste nur, dass meine Tochter anders war, teilnahmslos und wunderbar. Die Leute drückten ihr das Etikett »speziell« auf, als Rechtfertigung dafür, dass sie sie wie eine Kuriosität behandelten. Ich konnte sie nicht länger vor den befremdeten Blicken, den fragend hochgezogenen Augenbrauen schützen. Tatsächlich wurde es zunehmend schwierig, ihre Schweigsamkeit als Introvertiertheit zu verkaufen, und ich war es ohnehin leid, es zu vertuschen. Luna war schon immer unglaublich klug, und das wird sie auch immer sein. Sie hat bei den unzähligen Tests, die im Lauf der Jahre mit ihr durchgeführt wurden, ausnahmslos überdurchschnittlich gut abgeschnitten. Sie verstand jedes Wort, das man an sie richtete. Sie war aus freien Stücken stumm und gleichzeitig zu jung, um eine solche Entscheidung zu treffen. Sie davon abbringen zu wollen war ebenso absurd wie aussichtslos. Aus diesem Grund unterbrach ich zweimal wöchentlich meinen Arbeitstag und fand mich in Sonyas Praxis ein, in dem verzweifelten Bemühen, meine Tochter dazu zu bringen, ihren Boykott gegen die Welt aufzugeben.

»Ich kann dir sagen, weshalb Luna Seepferdchen liebt.« Sonya spitzte die Lippen und legte mein in trunkenem Zustand verfasstes Gedicht auf ihren Schreibtisch. In ihrer Gegenwart sprach Luna hin und wieder ein paar Worte, allerdings nie, wenn ich dabei war. Sie hatte mir erzählt,

dass Lunas Stimme so ruhig war wie ihr Blick. Sanft und zart, ohne jeden Sprachfehler. »*Eben die eines kleinen Mädchens, Trent. Eines Tages wirst du sie auch hören.*«

Müde von alledem runzelte ich die Stirn und stützte den Kopf auf eine Hand, während ich die vollbusige rothaarige Psychologin ansah. Im Büro warteten drei Geschäftsabschlüsse, mit denen ich mich befassen musste – vier, falls ich vergessen haben sollte, den Koreanern den Vertrag zu schicken. Meine Zeit war zu kostbar für Geschwafel über Seepferdchen.

»Ach ja?«

Sonya fasste über den Schreibtisch und legte ihre zierliche weiße Hand auf meine bronzefarbene Pranke.

»Seepferdchen sind deshalb ihre Lieblingstiere, weil deren männliche Vertreter die einzigen Geschöpfe in der Natur sind, die anstelle des Weibchens den Nachwuchs austragen. Sie werden trächtig und brüten die Eier aus. Ist das nicht wundervoll?«

Ich blinzelte mehrmals und warf einen Blick zu meiner Tochter. In Anbetracht der Tatsache, dass mir schon der Umgang mit Frauen meines Alters schwerfiel, hieß die Verantwortung für Luna, ein ganzes Arsenal an Kugeln im Dunkeln abzufeuern und darauf zu hoffen, dass wenigstens eine ins Ziel traf. Frustriert durchstöberte ich mein Hirn nach *irgendetwas*, was meiner Tochter ein Lächeln ins Gesicht zaubern würde.

Wenn das Jugendamt wüsste, was für ein emotionaler Krüppel ich war, würde man mir Luna wegnehmen, ging es mir durch den Sinn.

»Ich ...«, setzte ich an. Sonya räusperte sich und kam mir zu Hilfe.

»Hör mal, Luna? Wieso hilfst du Sydney nicht dabei, einen Teil der Sommerlager-Deko draußen anzubringen? Darin bist du doch sehr geschickt.«

Sydney war Sonyas Assistentin. Luna hatte sich während unserer Wartezeiten im Empfangsbereich mit ihr

angefreundet. Sie nickte und sprang von ihrem Stuhl.

Ihre tiefblauen, von karamellfarbener Haut und hellbraunen Locken umrahmten Augen funkelten wie Diamanten. Meine Tochter war wunderschön, und die Welt war hässlich. Ich hatte keine Ahnung, wie ich ihr helfen sollte.

Es brachte mich um wie ein Krebsgeschwür. Langsam, qualvoll und unausweichlich.

Nachdem die Tür mit einem dumpfen Laut ins Schloss gefallen war, richtete Sonya die Augen auf mich. Das Lächeln verschwand aus ihrem Gesicht.

Ich schaute erneut auf die Uhr. »Wie sieht's aus, kommst du heute Abend auf eine Nummer vorbei?«

»Herrgott, Trent.« Sie schüttelte den Kopf und verschränkte die Finger im Nacken. Ich nahm ihre Entrüstung gelassen, immerhin war ich vertraut damit. Aus mir unbegreiflichen Gründen bildete sie sich ein, mich zurechtstutzen zu können, nur weil sie mir gelegentlich einen blies. In Wahrheit verdankte sie jeden Funken Macht, den sie über mich hatte, allein Luna. Meine Tochter betete sie an und ließ sich in ihrer Gegenwart öfter mal zu einem Lächeln hinreißen.

»Ich werte das als ein Nein.«

»Wieso betrachtest du es nicht als einen Weckruf? Mit ihrer Liebe zu Seepferdchen drückt Luna ihre Wertschätzung dafür aus, dass du dich um sie kümmerst. Deine Tochter braucht dich, Trent.«

»Ich bin für sie da«, stieß ich zwischen zusammengepressten Zähnen hervor. Es war die Wahrheit. Was hätte ich denn sonst noch für Luna tun können als bisher ohnehin schon? Ich war ihr Vater, wenn sie jemanden brauchte, der das Glas Essiggurken für sie aufschraubte, und ihre Mutter, wenn es darum ging, ihr Unterhemd in ihre schwarze Ballettstrumpfhose zu stopfen.

Vor drei Jahren hatte Lunas Mutter sie in ihr Bettchen gelegt, sich ihre Schlüssel und zwei große Koffer

geschnappt und war aus unserem Leben verschwunden. Val und ich waren kein Paar gewesen. Unsere Tochter war das Produkt einer kokainseligen Junggesellenparty in Chicago, die aus dem Ruder gelaufen war. Sie war im Hinterzimmer eines Stripclubs gezeugt worden, wo Val mich geritten hatte, während eine zweite Stripperin auf meinem Gesicht saß. Rückblickend betrachtet hätte ich für meine Dämlichkeit, es ohne Kondom zu treiben, einen Eintrag im *Guinness-Buch der Rekorde* verdient. Ich war achtundzwanzig und beim besten Willen nicht mehr grün hinter den Ohren, sondern erfahren genug, um zu wissen, worauf ich mich einließ.

Aber damals hatte ich das Denken noch meinem Schwanz und meinem Geldbeutel überlassen.

Jetzt, mit dreiunddreißig, benutzte ich meinen Verstand *und* hatte das Lebensglück meiner Tochter im Hinterkopf.

»Wann beenden wir endlich diese Scharade?«, konfrontierte ich Sonya. Ich hatte es satt, das eigentliche Thema zu umschiffen. »Nenn mir deinen Preis, und ich werde ihn bezahlen. Was verlangst du dafür, Luna exklusiv zu betreuen?«

Sonya arbeitete für eine private Einrichtung, die teils vom Staat und teils von Personen wie meiner Wenigkeit finanziert wurde. Sie konnte nicht mehr als achtzig Riesen im Jahr verdienen, darum war ich ziemlich optimistisch. Ich hatte ihr hundertfünfzigtausend für denselben Aufwand wie bisher angeboten, wenn sie sich ausschließlich um Luna kümmerte, zuzüglich der besten verfügbaren Krankenversicherung für sie und ihren Sohn. Sonya seufzte leidgeprüft und kniff ihre azurblauen Augen zusammen. »Begreifst du denn nicht, Trent? Du solltest Luna dazu bringen, sich *mehr* Menschen zu öffnen, anstatt ihr zu erlauben, mit niemandem außer mir zu kommunizieren. Abgesehen davon ist sie nicht das einzige Kind, das mich braucht. Ich lege Wert darauf, mit einem breiten Spektrum von Patienten zu arbeiten.«

»Sie liebt dich«, argumentierte ich und zupfte ein paar Fusseln von meinem eleganten dunklen Gucci-Anzug. Glaubte sie etwa, ich wollte nicht, dass meine Tochter mit mir redete? Mit meinen Eltern? Meinen Freunden? Ich hatte alles versucht. Luna gab nicht nach. Das Mindeste, was ich tun konnte, war, sicherzustellen, dass sie nicht völlig im Kopf vereinsamte.

»Luna liebt dich auch. Sie braucht einfach noch mehr Zeit, um aus ihrem Schneckenhaus herauszukommen.«

Ich erhob mich. »Dann lass uns hoffen, dass es passiert, bevor ich einen Weg finde, es zu zerbrechen.« Es war nur halb scherzhaft gemeint. Meine Tochter flößte mir ein Gefühl von Hilflosigkeit ein, wie ich es nie gegenüber einem erwachsenen Menschen gespürt hatte.

»Trent«, sagte Sonya flehentlich, als ich die Tür erreichte. Ich blieb stehen, drehte mich jedoch nicht um. Nein. Scheiß drauf. Sie redete nicht viel über ihr Privatleben, wenn sie für eine schnelle Nummer bei mir vorbeikam, nachdem Luna und das Kindermädchen zu Bett gegangen waren, aber ich wusste, dass sie geschieden war und einen Sohn hatte. Scheiß auf die normale Sonya und ihren normalen Sohn. Sie verstanden Luna und mich nicht. In der Theorie vielleicht. Aber die gebrochenen, gepeinigten, absonderlichen Menschen, die wir in Wirklichkeit waren? Nie im Leben. Sonya war eine gute Psychologin. War sie unmoralisch? Möglich, aber selbst das war fraglich. Wir hatten Sex, mehr war nicht im Spiel, das wussten wir beide. Keine Gefühle, keine Komplikationen, keine Erwartungen. So fähig sie in ihrem Job auch war, begriff sie wie alle anderen trotzdem nicht, was ich durchmachte. Was *wir* durchmachten.

»Gerade haben die Sommerferien angefangen. Bitte, hör auf mich, und nimm dir mehr Zeit für Luna. Du arbeitest zu viel. Sie würde wirklich davon profitieren, dich mehr um sich zu haben.«

Ich wandte mich zu ihr um und sah sie prüfend an.

»Was schlägst du vor?«

»Wie wäre es, wenn du dir jede Woche einen Tag freinimmst, um ihn mit ihr zu verbringen?«

Mein bedächtiges Augenzwinkern verriet ihr, dass sie eindeutig den Bogen überspannte. Sonya ruderte zurück, wenn auch nicht kampflös. Sie presste die Lippen aufeinander, um mir zu bedeuten, dass sie gleichermaßen genug von mir hatte.

»Ich versteh schon. Du bist eine große Nummer und kannst dir keine Freizeit leisten. Versprichst du mir wenigstens, dass du sie einmal pro Woche mit in die Arbeit nehmen wirst? Camila kann auf sie aufpassen. Ich weiß, dass es in eurer Firma ein Spielzimmer und andere Einrichtungen für Kinder gibt.« Camila war Lunas Kindermädchen. Die Zweiundsechzigjährige würde in Kürze zum zweiten Mal Großmutter werden, darum war es nur eine Frage der Zeit, bis sie uns verlassen würde. Kein Wunder, dass mich jedes Mal, wenn ich ihren Namen hörte, ein unbehagliches Gefühl beschlich.

Ich nickte. Sonya schloss die Augen und stieß den Atem aus. »Danke.«

In der Lobby griff ich mir Lunas Dora-Rucksack und verstaute ihr Plüsch-Seepferdchen darin. Ich streckte ihr die Hand hin, und sie nahm sie, bevor wir uns wortlos zum Aufzug begaben.

»Lust auf Spaghetti?«, fragte ich, wohl wissend, dass ich enttäuscht würde. Sie würde mir nicht antworten.

Stille.

»Wie wäre es mit einem Frozen Yogurt?«

Keine Reaktion.

Die Fahrstuhltür glitt auf. Wir stiegen ein. Luna hatte ihre schwarzen Chucks, ein Paar Jeans und ein weißes T-Shirt an. Die Art von Outfit, wie das Van-Der-Zee-Mädchen es vermutlich trug, wenn es nicht gerade unschuldige Passanten ausraubte. Luna besaß optisch keinerlei Ähnlichkeit mit Jaimes Tochter Daria oder den anderen

Mädchen in ihrer Kindergartengruppe, die auf Kleider und Rüschen standen. Aber das war nicht weiter schlimm, weil meine Tochter sich auch für sie nicht die Bohne interessierte.

»Was hältst du von Spaghetti *und* Frozen Yogurt?« Ich feilschte, was ich sonst niemals tat.

Ihr schlaffer Griff um meine Hand wurde einen Tick fester. Wir kamen der Sache näher.

»Wir geben den Frozen Yogurt auf die Spaghetti und essen, während wir *Stranger Things* gucken. Zwei Folgen. Deine übliche Schlafenszeit ist somit von acht auf neun verschoben.« Scheiß der Hund drauf. Es war Wochenende, und meine üblichen willigen Betthäschen konnten warten. Heute Abend würde ich mit meiner Tochter Netflix gucken. Ein Seepferdchen sein.

Luna stimmte wortlos zu, indem sie kurz meine Hand drückte.

»Aber es gibt keine Schokolade oder Kekse nach dem Essen«, warnte ich sie. Ich führte ein strenges Regiment, was Ernährung und feste Abläufe betraf. Luna drückte abermals meine Hand.

»Ich lasse nicht mit mir handeln, Fräulein. Ich bin dein Vater, darum bin ich derjenige, der die Regeln festlegt. Keine Schokolade. Und keine Jungs – weder nach dem Abendessen noch sonst irgendwann.«

Der Anflug eines Lächelns huschte über ihr Gesicht, bevor es wieder ernst wurde und sie ihren Rucksack mit dem Seepferdchen darin an ihre Brust drückte. Meine eigene Tochter hatte mich bisher niemals angelächelt, kein einziges Mal, noch nicht einmal versehentlich.

Sonya irrte sich. Ich war kein Seepferdchen.

Ich war der Ozean.

# KAPITEL 2

## EDIE

### *Schwerelosigkeit.*

Dieses Gefühl verlor nie seinen Reiz.

Auf einer fetten Welle zu surfen, eins zu werden mit dem Ozean. Sie mit gebeugten Knien und angespannten Bauchmuskeln geschickt hinabzugleiten, das Augenmerk auf das Einzige gerichtet, was wirklich zählt im Leben: nicht hinzufallen.

Mein schwarzer Neoprenanzug klebte an meiner Haut und hielt meinen Körper selbst um sechs Uhr morgens in den salzigen Fluten warm. Am Rande meines Blickfelds sah ich, wie Bane eine andere Welle bezwang, sie auf dieselbe Weise ritt, wie er seine Harley fuhr: waghalsig, aggressiv, *rücksichtslos*. Die See war laut. Tosend schlug die Brandung an den weißen Strand, sie übertönte meine negativen Gedanken und schaltete die an mir nagenden Ängste und Komplexe stumm. Für eine kurze Stunde gab es keine Dramen in meinem Leben, keine finanziellen Sorgen, keine Pläne, die es zu fassen galt, keine Träume, die zu platzen drohten. Weder Jordan noch Lydia Van Der Zee, keine Erwartungen und Drohungen, die wie ein Damoklesschwert über meinem Kopf schwebten.

Da war nur ich.

Das Meer.

Der Sonnenaufgang.

*Oh, und Bane.*

»Das Wasser ist verflucht kalt«, knurrte er auf seinem Brett und ging in die Hocke, um seinen Ritt auf einer der herausforderndsten Naturgewalten bis zur letzten Sekunde auszukosten. Bane war um einiges größer und schwerer als ich, dabei aber immer noch gut genug für eine